

# Auf dem Weg zu evidenzbasierter Gewalt- prävention

32

Der Ruf nach mehr Prävention zur Verminderung von Jugendgewalt ist nicht neu. Allerdings wird in der Schweiz immer noch allzu selten die Frage gestellt, ob die umgesetzten Massnahmen die erwünschten Wirkungen erzielen und ob jene Bevölkerungsgruppen tatsächlich erreicht werden, die man mit den Massnahmen erreichen möchte. Der Beitrag vermittelt einen Überblick über Konzept und Umsetzung von evidenzbasierter Gewaltprävention vor dem Hintergrund der Entwicklung von Jugendgewalt in der Schweiz.

Es gibt in der Schweiz zwei landesweite Statistiken, welche die Entwicklung der Delinquenz von Minderjährigen im Zeitverlauf erfassen. Die *Polizeiliche Kriminalstatistik PKS* weist die Zahl der Tatverdächtigen aus, welche von den kantonalen Polizeikörpern ans Bundesamt für Polizei gemeldet werden. Gemäss dieser Statistik ist die Gesamtzahl aller minderjährigen Tatverdächtigen seit vielen Jahren relativ stabil. Im Gewaltbereich hingegen ist es seit den frühen 1990er Jahren zu einer deutlichen und anhaltenden Zunahme minderjähriger Tatverdächtiger gekommen. Abbildung 1 zeigt die Zahlen für einfache Körperverletzung und Raub. Die Polizeiliche Kriminalstatistik der Schweiz beinhaltet keine Angaben zu *jugendlichen* Tatverdächtigen nach Nationalität. Unter den Tatverdächtigen aller Altersgruppen machen ausländische Staatsangehörige – im Bereich der Gewaltdelikte – rund 60 bis 70 Prozent der Gesamtzahl aus, was im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung einer deutlichen Übervertretung entspricht.

Die zweite statistische Grundlage bilden die Jugendstrafurteile. Auch hier zeigt sich ein ähnliches Bild. Die Gesamtzahl der Jugendstrafurteile ist seit 1999, dem Beginn der entsprechenden Statistik, stabil. Hingegen ergibt sich auch hier ein deutlicher Anstieg im Bereich der Delikte gegen Leib und Leben sowie der Raubdelikte. Die Statistik der Jugendstrafurteile dokumentiert auch den Anteil der ausländischen abgeurteilten Jugendlichen. Er liegt im Bereich der Gewaltdelikte seit Ende der 90er Jahre stabil bei 60 Prozent, was ebenfalls einer deutlichen Übervertretung im Vergleich zur entsprechenden Bevölkerung entspricht.

Für eine zuverlässige Beurteilung der tatsächlichen Entwicklung von Jugendgewalt wäre es notwendig, zusätzliche Informationen zu haben, welche unabhängig von den staatlichen Sanktionsinstanzen erhoben wurden. Leider gibt es aber in der Schweiz weder eine regelmässige Erhebung jugendlicher Gewaltopfer im Sinne einer spezialisierten Opferbefragung noch eine wiederholte Jugendbefragung zu selbstberichteter Gewalt. Dies wäre wichtig, weil in anderen Ländern – beispielsweise Deutschland, Schweden oder den Niederlanden – gezeigt werden konnte, dass die polizeilichen und gerichtlichen Statistiken ganz andere Verlaufsmuster aufweisen können als Befragungsdaten.

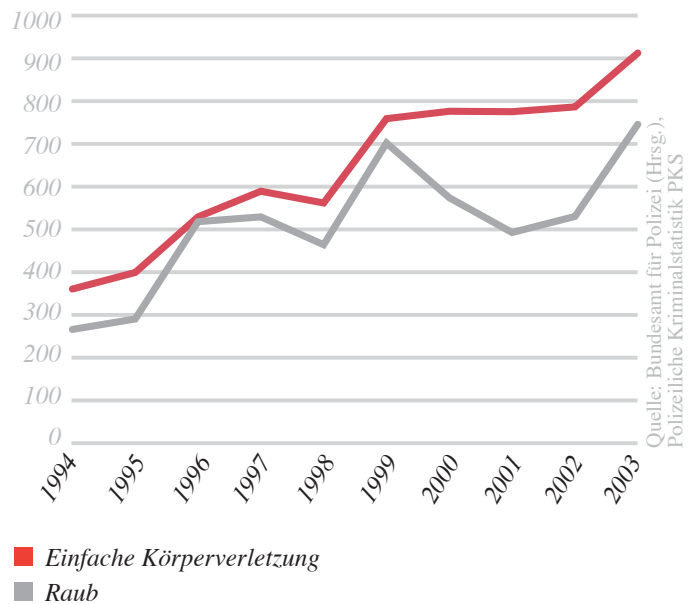
## Evidenzbasierte Gewaltprävention

Die skizzierte Entwicklung führt in Politik, Medien und Bevölkerung berechtigterweise zur Frage, mit welchen Mitteln Gewalt bei Jugendlichen und Kindern eingedämmt werden kann. Eine mögliche Antwort ist: Mehr Prävention! Allerdings findet sich unter den in der Schweiz beliebten Programmen kaum eines, über dessen Wirksamkeit man Genaueres weiss. Vielleicht nützen sie, vielleicht sind sie nutzlos, und möglicherweise richten einige gar Schaden an. Hierdurch besteht das Risiko, dass Gewaltprävention unglaublich wird, weil sie die angestrebten Ziele nicht zu erreichen vermag. Um diesem Problem zu begegnen, muss auch im Gewaltbereich dem Grundsatz evidenzbasierter Prävention mehr Nachdruck verliehen werden. Evidenzbasierte Prävention geht davon aus, dass wirksame Prävention nicht eine ideologische Frage ist, sondern ein Problem

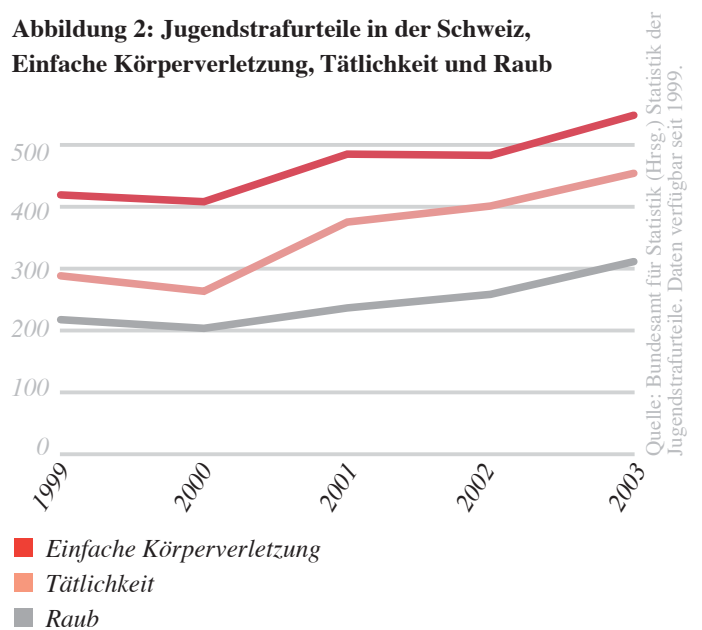
- der korrekten Identifikation der Ursachen,
- der Umsetzung von Massnahmen, welche auf diese Ursachen einwirken,
- des Nachweises der Wirkung durch methodisch durchdachte Evaluationsstudien.

Im Gewaltbereich heisst das, dass aggressivem Problemverhalten entgegengewirkt werden kann, indem jene individuellen, familiären, schulischen und quartierbezogenen Risikofaktoren angegangen werden, welche es ursächlich beeinflussen. Zudem zielt evidenzbasierte Prävention darauf, jene Schutzfaktoren zu stärken, welche die Wahrscheinlichkeit von Aggression verringern.

**Abbildung 1: Jugendliche Tatverdächtige in der Schweiz, Einfache Körperverletzung und Raub, 1994-2003**



**Abbildung 2: Jugendstrafurteile in der Schweiz, Einfache Körperverletzung, Tötlichkeit und Raub**



**Tabelle 1: Übersicht über bekannte Risikofaktoren für erhöhte Gewaltwahrscheinlichkeit bei Kindern und Jugendlichen**

<i>Persönlichkeit und Einstellungen</i>	<i>Hyperaktivität Ruhelosigkeit, Aufmerksamkeitschwäche, Impulsivität Hohe Risikobereitschaft Geringe Fähigkeit, Belohnungen aufzuschieben Gewaltbefürwortende Einstellungen Gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen Geringes Scham/Schuldgefühl gegenüber Aggressivität</i>
<i>Familie</i>	<i>Kriminalität der Eltern Geringe elterliche emotionale Wärme Mangelnde elterliche Aufsicht Inkonsistenter und ineffizienter Erziehungsstil Tiefe Beteiligung der Eltern an kindlichen Aktivitäten Elterliche Gewalt gegenüber Kind Streit zwischen den Elternteilen</i>
<i>Schule</i>	<i>Schulische Probleme Schwänzen Geringe schulische Motivation Unklare Regeldurchsetzung im Schulhaus Negatives Schulhausklima</i>
<i>Gleichaltrige und Lebensstil</i>	<i>Gewaltbefürwortende Normen unter Freunden Delinquenz in der Clique Actionorientierter Lebensstil Konsum von aggressionsfördernden Medieninhalten</i>
<i>Nachbarschaft und soziales Umfeld</i>	<i>Soziale Benachteiligung Geringer Zusammenhalt im Quartier Geringes Engagement für geteilte Anliegen</i>

Die Delinquenz- und Gewaltforschung hat inzwischen für viele Bereiche zu empirisch gut abgesichertem Wissen um relevante Risikofaktoren für Jugendgewalt geführt. In der Tabelle 1 sind die wichtigen Risikofaktoren zusammengefasst, deren Bedeutung in vielen Studien nachgewiesen werden konnte. Präventions- und Interventionsprogramme mit Aussicht auf Erfolg sollten bei diesen Risikofaktoren ansetzen.

Ein wichtiger Befund ist in diesem Zusammenhang, dass Gewalt und Aggression im Verlauf des Lebens eines Individuums relativ stabile Verhaltensdispositionen sind. So haben Kinder mit einer höheren Gewaltbereitschaft auch eine höhere Wahrscheinlichkeit, als Jugendliche und als Erwachsene durch gewaltsames Handeln aufzufallen. Obgleich dies keineswegs heisst, dass Gewaltbereitschaft einfach schon von Kindheit an vorgegeben ist, stützt dieser Befund die grosse Bedeutung von Frühprävention vor dem Jugendalter.

### **Der aktuelle Wissensstand**

Evidenzbasierte Prävention erfordert Forschungen, welche die tatsächlich erzielten Wirkungen prüfen und dokumentieren können. Als wissenschaftlicher «Goldstandard» gelten hierbei randomisierte Forschungsdesigns. Dies sind Forschungsanlagen, bei denen die Teilnehmenden eines Forschungsprojektes nach

dem Zufallsprinzip zwei oder mehr Gruppen zugewiesen werden, in denen jeweils unterschiedliche Massnahmen oder Programme angeboten werden. Solche Forschungen sind aufwendig. Daher ist es notwendig, die erzielten Ergebnisse sorgfältig zu dokumentieren und zu vergleichen.

Inzwischen existieren mehrere grosse Projekte, welche systematisch die Ergebnisse der Wirkungsforschung zusammengetragen haben und hieraus das gegenwärtige Wissen kondensiert haben. Ich möchte hier auf zwei Projekte besonders hinweisen. Im Jahr 1996 begann das Center for the Study and Prevention of Violence (CSPV) der University of Colorado alles Wissen über wirksame Gewaltprävention in den USA zu sichten und zu analysieren. Insbesondere wurden über 600 Programme der Gewaltprävention darauf hin überprüft, ob sie in wissenschaftlichen Studien Wirkungen nachweisen konnten. Das bemerkenswerte Ergebnis war, dass schliesslich nur 11 der 600 Programme als Modellprogramme identifiziert werden konnten, welche den Kriterien eines Wirkungsnachweises genügten.

Weltumspannenden Charakter hat die sogenannte Campbell Collaboration. Sie hat es sich seit ihrer Gründung im Jahr 1999 zum Ziel gesetzt, systematisch das Wissen um wirksame Prävention und Intervention in den Bereichen Kriminalität, Erziehung, Gesundheit und soziale Wohlfahrt zu sammeln, zu beur-

## Verso una prevenzione della violenza basata sull'evidenza

***L'appello a una maggiore prevenzione per contenere la violenza giovanile non è nuovo. Ma in Svizzera ci si chiede ancora troppo poco se le misure adottate consentono poi veramente di conseguire gli effetti desiderati e di raggiungere i gruppi mirati. L'articolo offre una panoramica sull'assetto e l'applicazione di una prevenzione della violenza basata sull'evidenza, sullo sfondo dell'evoluzione della violenza giovanile in Svizzera.***

teilen und Entscheidungsträgern zugänglich zu machen. Die Campbell Collaboration beauftragt laufend Forscherteams mit Übersichten über den gegenwärtigen Stand des Wissens in verschiedenen Teilbereichen. Beispielsweise existieren inzwischen hervorragende Übersichten über die Wirksamkeit von Kompetenztrainings bei Kindern zur Deduktion von Problemverhalten, die Effektivität von schulischen Anti-Bullying-Programmen (Verhinderung von Prügeleien), oder die Effekte von Videokameras im öffentlichen Raum. Bemerkenswert ist zudem, dass die Campbell Collaboration auch Präventionsprogramme identifiziert, welche nachweislich schädlich sind. So wurden kürzlich die Wirkung von Massnahmen untersucht, bei denen Kindern und Jugendlichen zur Abschreckung Gefängnisse und zu langen Haftstrafen verurteilte Insassen gezeigt wurden. Alle Evaluationen zeigen bisher, dass diese Massnahmen eher Schaden anrichten, als dass sie abschrecken.

Überblickt man die bisherige Forschung zu evidenzbasierter Gewaltprävention, so ist auf der einen Seite deutlich, dass sehr grosse Fortschritte gemacht wurden. Andererseits zeigt sich auch, dass fast alle Forschungsergebnisse auf Studien aus den USA oder Kanada basieren. In Westeuropa hingegen bestehen noch enorme Lücken hinsichtlich der Evaluation von Massnahmen. Dies ist unter anderem deswegen bedauerlich, als sich möglicherweise Zusammenhänge und Befunde nur teilweise zwischen verschiedenen Gesellschaften übertragen lassen. Dennoch schildern wir nachfolgend einige ausgewählte Programme, für die in mehreren Studien positive Effekte gezeigt werden konnten.

### Prävention während Schwangerschaft und im Säuglingsalter

Das Programm «Hausbesuche durch Hebammen während der Schwangerschaft und Säuglingsphase» richtet sich an gefährdete, einkommensschwache junge Schwangere und ihr werdendes Kind. Ausgehend von einem sozial-ökologischen Ansatz setzt sich dieses Programm zum Ziel, unter Einbezug bestehender sozialer Netzwerke Verhaltensweisen vorzubeugen, welche erwiesenermassen die physische, psychische und soziale Entwicklung des Kindes belasten können. Während der Schwangerschaft stehen insbesondere gesundheitsgefährdende Verhaltensweisen wie der Gebrauch verschiedener Substanzen im Vordergrund. Nach der Geburt konzentriert sich das Programm auf verschiedene Aspekte der Erziehung und der Verhinderung von Kindsmisshandlung und -vernachlässigung, sowie auf die weitere Lebensplanung der Eltern.

Das Programm und seine Auswirkungen wurden im Rahmen einer Längsschnittstudie, welche die behandelten Familien mit einer Kontrollgruppe vergleicht, über eine Periode von 15 Jahren überprüft. Bei den behandelten Müttern wurde eine deutliche Abnahme von sozialem und gesundheitlichem Problemverhalten (44% weniger Alkohol- und Drogenkonsum, 69% weniger Verhaftungen) sowie weniger (31%) weitere Schwangerschaften und ein längerer Zeitraum (+2 Jahre) bis zu einer allfälligen weiteren Schwangerschaft nachgewiesen. Während in der

Kontrollgruppe in 19% der Fälle Kindsmisshandlung/-vernachlässigung festgestellt wurde, betrug diese Rate bei den Behandelten nur 4%. Die behandelten Familien nahmen auch weniger Sozialhilfe in Anspruch, unter anderem, weil mehr behandelte Mütter später eine Stelle fanden. Die behandelten Kinder erwiesen sich als schulisch erfolgreicher. Als 15-Jährige liefen sie auch weniger von zu Hause weg (56%), wurden weniger polizeilich angehalten (56%) und konsumierten weniger häufig Alkohol (56%) als Jugendliche in der Vergleichsgruppe.

Es ist zweifelhaft, ob die mit diesem Programm erzielten Wirkungen auf die Schweiz übertragen werden könnten, da es hier deutlich weniger jugendliche und sozial randständige Mütter gibt als in den USA. Hinzu kommt, dass das Netz an Hilfsangeboten für werdende Mütter bereits heute sehr dicht ist.

### Stützung elterlicher Erziehungskompetenzen

Ein zweiter Bereich von tendenziell wirksamen Programmen zielt auf die Familie. Insbesondere zeigt sich inzwischen, dass Programme, welche Eltern in ihren Erziehungskompetenzen stützen und helfen, Erziehungsprobleme angemessener zu lösen, positive Effekte auf die soziale Entwicklung von Kindern nachweisen können. Ein in der Schweiz inzwischen gut bekanntes solches Programm ist *Triple P*. Triple P richtet sich grundsätzlich an alle Eltern, wenngleich in den letzten Jahren ein sehr differenziertes Angebot entwickelt wurde. Über verschiedene Studien und unterschiedliche Forschergruppen hinweg zeigten sich konsistente Ergebnisse – die bedeutende Abnahme kindlicher Verhaltensprobleme, die auch bei Nachuntersuchungen stabil blieb sowie eine deutliche Verbesserung der elterlichen Befindlichkeit, besonders der Mütter.

Die *funktionale Familientherapie* hingegen (*FFT*) richtet sich an 11- bis 18-jährige, gefährdete oder bereits gewalttätige, delinquierende oder suchtmittelabhängige Jugendliche und ihre Familien. Dabei wird insbesondere berücksichtigt, dass der ethnische und kulturelle Hintergrund dieser Population äusserst vielfältig ist.

Es lassen sich vier aufeinanderfolgende Hauptziele formulieren:

1) Zunächst geht es darum, die Jugendlichen und ihre Familien zu erreichen und zur Teilnahme zu motivieren. 2) wird versucht, die für diese Familien oft typische Negativität abzumildern. 3) soll die Kommunikation und gegenseitige Unterstützung in der Familie verbessert werden. Parallel dazu gilt es, mögliche Lösungen für Verhaltensprobleme zu identifizieren und wirkungsvolle Strategien der Verhaltensänderung zu erarbeiten. 4) werden vorhandene Gemeinderessourcen in die Strategie miteinbezogen, um die Erhaltung und Verallgemeinerung von positiven Änderungen in der Familie zu sichern.

Den Zielsetzungen entsprechend können fünf Interventionsphasen unterschieden werden.

■ Zunächst geht es darum, einen Eindruck über die Familiensituation zu gewinnen und zu gewährleisten, dass jene Faktoren begünstigt werden, die ein Engagement des Jugendlichen und seiner Familie garantieren und damit ein frühes Ausscheiden aus dem Programm verhindern (*engagement*).

■ In der therapeutischen Motivationsphase wird versucht, inadäquate emotionale Reaktionen und Einstellungen zu ändern sowie die Bindung an das Programm, das Vertrauen in den Therapeuten und die Hoffnung und Motivation für dauerhafte Veränderungen zu stärken (*motivation*).

■ Nachdem eine befriedigende Anbindung an das Programm gewährleistet ist, wird die Verflechtung des betroffenen Jugendlichen und seiner Familie verschiedenen Beziehungsnetzwerken untersucht. Dabei werden die zwischenmenschlichen Funktionen von Verhaltensweisen und ihr Bezug zu Verhaltensänderungstechniken eruiert (*assessment*).

■ Erst in der nächsten Phase beginnt die eigentliche Therapie, die eine Verhaltensänderung mittels verschiedener Techniken und Mittel anstrebt, wie Kommunikationstraining, das Auftragen spezifischer Aufgaben, die Vermittlung von technischen Hilfsmitteln und elementaren Erziehungstechniken etc. (*behavior change*).

■ In der letzten Phase wird eine Verallgemeinerung und Stabilisierung der erzielten Verhaltensänderungen angestrebt. Dabei stehen die individuellen funktionalen Bedürfnisse der Familie im Zentrum, wobei diese im Rahmen äusserer Zwänge und Ressourcen betrachtet werden (*multisystemischer Ansatz; generalization*).

Klinische Versuche zeigen, dass die *FFT* eine wirkungsvolle Behandlung Jugendlicher mit Verhaltensstörungen oder aufässigem, impulsivem Verhalten sowie Jugendlicher mit Sucht- oder Gewaltproblemen ermöglicht. Bezüglich der Rückfallquote wurde je nach Programm und Studie eine Reduktion zwischen 25 und 50 % nachgewiesen. Die Programmeffekte hielten auch 5 Jahre nach der Intervention an. Was die zentralen Mechanismen angeht, die zu diesen Änderungen führen, scheinen Fortschritte in der Familienkommunikation, darunter insbesondere die Abnahme negativer Kommunikation und von Schuldzuweisungen eine wichtige Rolle zu spielen.

### «Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien»

Ein dritter Bereich von Interventionen zielt auf die Schule. Es lassen sich hier Programme, welche auf die Schule selbst als Interventionsebene abzielen, von Programmen unterscheiden, welche in der Schule bestimmte Kompetenzen vermitteln. Als besonders wirksam haben sich Programme erwiesen, welche die sozialen und kognitiven Kompetenzen von Kindern unterstützen. Eines der am besten evaluierten Programme in diesem Bereich ist das von Mark Grenberg entwickelte Programm PATHS («Promoting Alternative THinking Strategies»). Wie es sein Name nahe legt, setzt sich das «Programm zur Förderung alternativer Denkstrategien» (*PFAD*) zum Ziel, emotionale und soziale Kompetenzen von Kindern zu fördern und aggressives und anderes Problemverhalten zu mindern, was nicht zuletzt dem Lernprozess zugute kommen soll. *PFAD* wird als Teil des Lehrplans vermittelt und richtet sich grundsätzlich an alle Kinder im Primarschulalter. Insbesondere wurden auch mit Kindern mit besonderen Bedürfnissen (schwerhörige, lernbehinderte, gemütskranke oder auch hochbegabte) positive Resultate erzielt.

*Manuel Eisner ist stellvertretender Institutsleiter am Kriminologischen Forschungsinstitut der Universität Cambridge. Er leitet gegenwärtig das Zürcher Projekt zur Sozialen Entwicklung von Kindern (z-proso), im Rahmen dessen in enger Zusammenarbeit mit der Stadt Zürich die Wirksamkeit von Triple P, einem Programm zur Stützung elterlicher Erziehungskompetenzen sowie von PFAD, einem Programm zur Förderung von Sozialkompetenzen bei Primarschulkindern, untersucht wird.*

*Denis Ribeaud arbeitet am pädagogischen Institut der Uni Zürich als wissenschaftlicher Projektkoordinator von z-proso.*

Im Idealfall wird *PFAD* während der gesamten Primarschulzeit im ordentlichen Lehrplan aufgenommen. Das Programm wird in der Regel dreimal wöchentlich in einem Umfang von mindestens 20 Minuten unterrichtet. Das Programm stellt der Lehrkraft Unterrichtsmaterial zur Verfügung, das ihr hilft, ihren Schülern Selbstkontrolle, emotionale Intelligenz, soziale Kompetenz, positive Beziehungen unter den Schülern sowie Fähigkeiten zur konstruktiven Problemlösung zu vermitteln. Mit *PFAD* lernen Kinder, ihre Gefühle zu erkennen, einzuordnen, auszudrücken und mit ihnen umzugehen. Weitere Elemente des Programms betreffen die Unterscheidung zwischen Fühlen und Verhalten, den Aufschub von Belohnungen, Impulskontrolle, Stressreduktion. Kinder lernen dabei auch Andeutungen und nonverbale Kommunikation zu verstehen, die Perspektive anderer einzunehmen sowie Probleme Schritt um Schritt zu lösen.

Für sämtliche einleitend erwähnten Gruppen von Kindern konnten bei Programmabsolventen im Vergleich zu Kontrollgruppen Verbesserungen hinsichtlich des Grades an Selbstkontrolle, des Verstehens und Erkennens von Emotionen, der Frustrationstoleranz, der Verwendung wirksamerer Konfliktbewältigungsmuster sowie der Denk- und Planungsfähigkeiten festgestellt werden. Entsprechend äusserten «behandelte» Kinder weniger Beklemmungs- und Angstgefühle und wiesen weniger Benehmens- und Gewaltprobleme auf.

Das Programm *PFAD* wurde im Rahmen des Zürcher Interventions- und Präventionsprojektes an Schulen (*zipps*) erstmals ins Deutsche übersetzt und ab August dieses Jahres versuchsweise an Primarschulen der Stadt Zürich eingeführt. Es wird noch im Laufe dieses Jahres auch ausserhalb des Forschungsprojektes verfügbar gemacht.

## Folgerungen

Nicht nur aufgrund der Entwicklung von Jugendgewalt in den letzten Jahren besteht in der Schweiz ein Bedarf nach einer stärkeren Ausrichtung der Gewaltprävention am Grundsatz einer Abstützung durch tatsächlich erzielte Wirkungen. Allerdings lassen sich die bereits bestehenden Ergebnisse aus den USA, Kanada oder Australien nur begrenzt auf die Schweiz übertragen. Nicht nur muss vor Ort abgeklärt werden, wo wirklich Handlungsbedarf besteht, es sollte auch überprüft werden, ob sich die erzielten Wirkungen auch in der Schweiz replizieren lassen. Die Stadt Zürich hat hier mit dem gross angelegten Zürcher Interventions- und Präventionsprojekt eine Pionierrolle übernommen.

Hinzu kommt, dass die eingesetzten Programme tatsächlich jene Risikogruppen erreichen müssen, für welche sie konzipiert worden sind. Hierzu gehören beispielsweise Eltern mit geringen Bildungsressourcen, Erziehende mit einem schwachen Netzwerk von sozialer Unterstützung, oder Kinder, welche Schulen mit einem hohen Gewaltniveau besuchen. Viele dieser Risikofaktoren gehen allerdings auch mit einer geringeren Bereitschaft zur Beteiligung in Präventionsprogrammen einher. Einige der negativen Strukturbedingungen, welche die Teilnahmebereitschaft reduzieren, betreffen immigrierte Minderheiten in besonderem Ausmass. Hinzu kommen als zusätzlich hemmende Einflüsse Faktoren wie mangelnde sprachliche Kompetenz, kulturelle Fremdheit und Misstrauen. Zur Frage, wie solche Hemmnisse überwunden werden können, gibt es bisher kaum gesicherte Erkenntnisse. Allerdings besteht für die Schweizer Städte kein Zweifel, dass Gewaltprävention nur insofern sinnvoll sein kann, als sie bildungsschwache immigrierte Minderheiten (auch!) erreicht.

### Bibliografie/Links

- Olds D., Hill P., Mihalic S. & O'Brien R., 1998. Blueprints for Violence Prevention, Book Seven: Prenatal and Infancy Home Visitation by Nurses. Boulder, CO: CSPV.
- Alexander J., Barton C., Gordon D., Grotzinger J., Hansson K., Harrison R., Mears S., Mihalic S., Parsons B., Pugh C., Schulman S., Waldron H. & Sexton T., 1998. Blueprints for Violence Prevention, Book Three: Functional Family Therapy. Boulder, CO: CSPV.
- Greenberg M. T. Kusché C. & Mihalic S., 1998. Blueprints for Violence Prevention, Book Ten: Promoting Alternative Thinking Strategies (PATHS). Boulder, CO: CSPV.
- Übersicht über die CSPV-Modellprogramme:  
[www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/overview.html](http://www.colorado.edu/cspv/blueprints/model/overview.html)
- Kuschel A., Miller Y., Köpfe E., Lübke A., Hahlweg K., Sanders M. R., 2000. «Prävention von oppositionellen und aggressiven Verhaltensstörungen bei Kindern: Triple P – ein Programm zu einer positiven Erziehung», *Kindheit und Entwicklung*, 9 (1), 20-29.
- [www.campbellcollaboration.org](http://www.campbellcollaboration.org)  
[www.z-proso.unizh.ch](http://www.z-proso.unizh.ch)